

abschieden. Und Marita Gillis Versuch, Schubart eine präkursorische Rolle für die Mainzer Revolutionspublizistik zuzuschreiben, verlangt ebenso nach stärkerer Abstützung wie Barbara Potthasts auf einigen biographischen Kongruenzen beruhende Hypothese, Schubart gehe als heimlicher Held in Schillers „Spiel des Schicksals“ um, jener Erzählung, die auf den ersten Blick die Schicksale Philipp Friedrich von Riegers zum Vorbild hat, des Taufpaten Schillers und Kommandanten auf dem Hohenasperg während Schubarts dortiger Inhaftierung.

Redundanzen und punktuelle Verdichtungen bleiben in Tagungsbänden schwerlich aus und sind, sofern sie der vertiefenden Ausleuchtung der Sache dienen, durchaus in Kauf zu nehmen. Dass es Schubart nicht um eine Regelpoetik, sondern eher um nationalpädagogische Zwecke zu tun war, verdeutlichen beispielsweise die Ausführungen Gerhard Sauders über den Literaturkritiker ebenso wie die Michel Grimbergs über die Rezeption ausländischer Literatur in der „Deutschen Chronik“ und die Klaus F. Gilles zur dort erschienenen, stark appellativ-rhetorisch gehaltenen Werther-Rezension. Oder, um ein ganz konkretes Beispiel zu nennen: Das bekannte Gedicht vom „Schwabenmädchen“ wird, nachdem es zuvor schon zweimal aufgeklungen war (S.114 und S.186), in Joachim Kremers Beitrag über Schubarts „Macht der Tonkunst“ und sein Konzept des populären Stils erneut erörtert (S.411–413/414).

Der Komfort eines übergreifenden Registers, das über solche Leit motive und Schlüssелеlemente bequem Orientierung böte, wird dem Leser nicht gewährt. Dessen ungeachtet ist der Band sehr dazu angetan, zu vielerlei weiterer Beschäftigung mit seinem Gegenstand anzuregen.

Carl-Jochen Müller

Burkhard SAUERWALD, Ludwig Uhland und seine Komponisten. Zum Verhältnis von Musik und Politik in Werken von Conradin Kreutzer, Friedrich Silcher, Carl Loewe und Robert Schumann (Dortmunder Schriften zur Musikpädagogik und Musikwissenschaft, Bd.1), Münster: LIT Verlag 2015. 432 S. ISBN 978-3-643-13110-2. € 49,90

Ludwig Uhlands heutige Bedeutung unterscheidet sich grundlegend von der des Dichters im 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt der Untersuchung Burkhard Sauerwalds ist gerade diese Diskrepanz und der Sachverhalt, dass sich die heutige Uhlandforschung „gegen ein Gestrüpp von Vorurteilen und verdrehten Deutungen“ wehren muss, was sicher auch mit der bis 1945 gepflegten Überhöhung des Dichters als „Nationalheld“ zu tun hat. Die Forschungssituation ist so gelagert, dass Vorurteile beiseite geräumt werden müssen, und der Autor spricht deshalb ausdrücklich von einem „Forschungsproblem“ (S.23 ff.). Man begegnet Einschätzungen wie „altbacken oder reaktionär“ (S.17), einem verkürzten und wertenden Begriff des „Biedermeierlichen“ (S.18f.) und dem Vorwurf der Harmlosigkeit. Dies alles gilt es in Nachfolge der Untersuchungen von Carl Dahlhaus zu vermeiden, um „der Forderung nach Kontextualisierung und einer ausreichend auf die Musik bezogene Analyse gerecht zu werden“ (S.22). So sympathisch und sinnvoll dieser Ansatz ist, weil er bestehende und teils veraltete Urteile und Einschätzungen nicht unreflektiert fortschreiben will, so sehr muss aber die Frage erlaubt sein, inwieweit die Fragestellung der Arbeit letztlich auf geht und zu einem signifikanten Ergebnis führt.

Vorab sei darauf hingewiesen, dass mit den Ausführungen zu Ballade, volksliedhafter Lyrik und „Kunstvolkslied“ (S.26 und 28) zentrale Aspekte einer romantischen, auch nationalromantisch zu akzentuierenden Musikgeschichte benannt werden, wobei dem Leser

aus dem deutschen Südwesten die regionalen Bezüge willkommen sind, etwa zu Uhlands Ballade „Schwäbische Kunde“ (S.27). Gerade aber Einfachheit, auch die „Einfachheit der Sprache“ (S.31), ist – wie der Autor vermerkt – nicht als „Unbedarftigkeit“ misszuverstehen, was den zentralen Aspekt dieser Arbeit, die Frage nach der politischen Kontextualisierung, nahelegt. Es leuchtet deshalb ein, gleichermaßen Uhlands Wirken als Dichter und als Politiker zu umreißen, dabei auch seinen „Volksbegriff“ (S.47 ff.) zu erläutern.

Die sich daran anschließenden Kapitel widmen sich ausgewählten Uhland-Vertonungen, wobei sich eine ansehnliche Menge von Komponisten anbietet. Schon ein Überblick über die betreffenden Komponisten (S.53–59) verweist auf die bereits benannte Problematik der Wertung, der vermeintlichen „Zweit-“ und „Drittrangigkeit“. Die vom Autor getroffene Auswahl folgt regionalen und kompositionshistorischen Setzungen (S.55): Kreuzer ist „einer der ersten“ Komponisten von Uhland-Vertonungen (der schon 1812 in der Allgemeinen musikalischen Zeitung Uhlands „Des Knaben Tod“ druckte), Silcher war im unmittelbaren Tübinger Umfeld tätig, Loewe bietet sich als einer der produktivsten Balladenkomponisten jener Zeit an, und Robert Schumann hat „künstlerisch-gattungsmäßige Innovationen anhand von Uhland-Texten erprobt“ (S.55).

Allerdings weist der Autor mit Recht auf einen Unterschied zwischen Klavierlied und Chorkomposition hin, der für die Gliederung der Arbeit sogar hätte konstitutiv werden können: Die Unterschiedlichkeit der Gattungen ist nämlich auch in der verschiedenartigen sozialen Funktion begründet, und das Musikfest als soziale Institution ist im 19. Jahrhundert ein zentraler Ort kollektiver Wertsetzungen (eben als Vermittlung von Werten im soziologischen Sinn des Wortes „Institution“). Vor diesem Hintergrund überrascht ein wenig das Ergebnis der Untersuchungen: Selbst im Falle Kreuzers, der zahlreiche Uhland-Texte vertonte (S.71–82), legt der Autor vorsichtig die Zusammenfassung als „Indiziensammlung“ (S.179) an und kommt zu dem Schluss, dass „eindeutig politische Ausrichtung“ nur gelegentlich zu finden sei und dass keine Kompositionen nach Uhland-Texten „dezidiert als politische Musik veröffentlicht worden sind“ (S.179 und 191). Auch die Silcher-Kompositionen (S.222–224) passen zu diesem Befund: „politische Lieder im engeren Sinne sind [...] unter Silchers Uhland-Vertonungen überhaupt nicht zu finden“ (S.245), Carl Loewes Uhland-Kompositionen (S.289–291) liefern „lediglich ein Mosaiksteinchen“ (S.334). Robert Schumanns vergleichsweise später entstandene Uhland-Kompositionen (S.344–346) konnten sich auf eine schon bestehende Popularität des Dichters stützen und entstanden zudem in einer hochpolitischen Phase der deutschen Geschichte, nämlich ab 1849. Die Chorballaden „Des Sängers Fluch“, „Der Königssohn“ und „Das Glück von Edenhall“ rücken den Text in den Mittelpunkt und können so dem Autor folgend als „politische Kommentare zum Zeitgeschehen“ (S.385) verstanden werden. Das ist als Deutung des Autors (in der Nachfolge zu H. Loos und H. Jacobsen) zu respektieren, würde aber durch zusätzliche Belege (Ego-Dokumente des Komponisten oder Belege zur zeitnahen Rezeption und Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit) überzeugender werden. Ein zentrales Argument der in dieser Arbeit verfolgten These, nämlich der „Nachweis“ der politischen Kontextualisierung, wird hier nur knapp ausgeführt.

So überzeugend die nationale Vereinnahmung und Instrumentalisierung Uhlands in der Kaiserzeit dargestellt worden war (S.246 ff.), so sehr muss doch gefragt werden, ob diese nationale Sicht auch die ureigenste des Ludwig Uhland war, ob sich nicht der politische Rahmen nach 1848 und vor allem nach der Gründung des Deutschen Reiches so verändert hatte, dass Uhland und seine Rezeption zwei unterschiedliche Themenfelder sind (die Ent-

stehungszeit der Chorbaldaden Schumanns deutet darauf hin). Zugespitzt wird diese in der Chronologie begründete Problematik dadurch, dass nach 1818 nur noch wenige Gedichte Uhlands entstanden und dass Uhland als Dichter nach 1834 verstummte (S. 26). Da ja der Studie Sauerwalds Kompositionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugrunde liegen (Kreutzer, Silcher, Loewe und Schumann) müsste scharf zwischen einer zeitnahen Vaterlandsidee und nachheriger nationaler Vereinnahmung und Umdeutung unterschieden werden, um dann nicht doch eine teleologische Sicht der zunehmenden Nationalisierung Uhlands zu übernehmen.

Freilich kann man sich noch andere Aspekte der Thematik vorstellen oder wünschen, etwa den Bezug zur Selbststilisierung des Königreichs Württemberg, z. B. in den Schillerfeiern, oder zur älteren Volkslied- und Vaterlandsidee im Fahrwasser Schubarts. Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dieser Arbeit viele interessante Aspekte der musikalischen Uhland-Rezeption vorgelegt werden und dass dadurch statt eindeutiger (Vor-)Urteile der Weg einer verstehenden und differenzierenden Betrachtung eingeschlagen wird. Die Ausführungen zur Rezeptionsgeschichte von Uhlands „Der gute Kamerad“ bis hin zu Gustav Mahler (1901), Carl Zuckmayer (1966) oder Heiner Müller (1974) weisen einen Weg, der – verbunden mit dem Anspruch einer Kontextualisierung – fortgeführt und auch übertragen werden kann (vgl. S. 246–280).

Mit der vorliegenden Arbeit wird eine neue Schriftenreihe aus der Taufe gehoben, die ausdrücklich die Disziplinen Musikwissenschaft und Musikpädagogik zusammenbringen, die „Zusammenarbeit beider Disziplinen auch für den Bereich wissenschaftlicher Publikationen [...] fördern“ will (siehe Geleitwort). Damit wird offensiv Stellung bezogen in einer Situation, die von „starken Abgrenzungstendenzen“ beider Disziplinen bestimmt ist. Es liegt in der unterschiedlichen Natur beider Fächer, dass ein Musikwissenschaftler stärker an den „Inhalten“ ausgerichtet ist. Aber da ohne Inhalte auch keine Vermittlung von Musik notwendig ist, bleibt zu hoffen, dass dieser Schriftenreihe ein fruchtbares Gedeihen beschieden sein wird und sie den Dialog beider Disziplinen bereichern wird. Politische Implikationen und auch die regionale Komponente von Musik und ihrer Geschichte sind keine ungeeigneten Aspekte, um in einem Auftakt einer neuen Schriftenreihe dieses Anliegen vorzustellen, nehmen sie doch auch die Überlegungen von Carl Dahlhaus zu musikalischen Werturteilen von 1970 auf. Diese noch heute lesenswerten Überlegungen waren damals in einer von Sigrid Abel-Struth herausgegebenen musikpädagogischen Schriftenreihe erschienen.

Joachim Kremer

Klaus-Peter SCHROEDER, „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 4), hg. von Ingo RUNDE, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016. 240 S. ISBN 978-3-8253-6509-7. € 25,-

Die Wesensverschiedenheit universitärer und bürgerlicher Lebenswelten führte in der Geschichte der Universität Heidelberg häufig zu Konflikten mit der Stadt und deren Bevölkerung. Das heutige Miteinander ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen „Aneinandergekönnens“ von Bürgern und Akademikern. In 19 Kapiteln betrachtet Klaus-Peter Schroeder einzelne Schlaglichter der Universitätsgeschichte, eingebunden in bedeutende regionale und